

Rezensionen

Alois Schmid (Hg.): Das alte Bayern.
Von der Vorgeschichte bis zum Hochmittelalter
Gerhard Schober: Siedlungsgeschichte von
Unterbrunn und Oberbrunn 247

Gerhard Schober: Siedlungsgeschichte von
Unterbrunn und Oberbrunn 248

Klaus Haller / Wilhelm Liebhart (Hg.):
Geistliche Spiele der Barockzeit aus
Oberbayern 250

Georg Werner: Eremiten im barocken
Bayern. Mentalität und Wandel 252

Bernhard Schäfer (Hg.): Das »Goldene Buch«
der Hofmark Eisendorf. Eine Quelle von
unschätzbarem Wert 254

Walter Gronauer (Hg.): Josephine Hartlmaier
1869-1957. Erinnerungen an München,
Anzing, Wangen, Bergkirchen und
Weilheim i. OB 256

Peter Zimmermann: Charles Vetter.
Ein Stimmungsmaler zwischen Merseburg und
München 258

Johannes Lang (Hg.): Salz – Sole –
Heilbad in den Alpen, Bad Reichenhall 2017
260

Sebastian Winkler / Franz Schiermeier:
München farbig, 1946-1965,
Vom Trümmerfeld zum U-Bahnbau 264

Klaus Peitzmeier / David Schuster-Stengel,
Manfred Wegner (Hg.): Chronik des
Münchener Marionettentheaters
1858 – 1933, 264

**Alois Schmid (Hg.):
Das alte Bayern. Von der Vorgeschichte bis
zum Hochmittelalter, München:
C. H. Beck Verlag 2017 (Handbuch der bayeri-
schen Geschichte Bd. I,1)
726 Seiten, ISBN 978-3-406-68325-1,
EUR 49,95**

Mit der von Alois Schmid besorgten Neuauflage des ersten Teilbandes des von Max Spindler 1967 begonnenen »Handbuchs der Bayerischen Geschichte« wird durch ein verjüngtes Mitarbeiter-Team der Anschluss an den aktuellen Forschungsstand hergestellt. Gerade im Bereich der frühesten und frühen Epochen der Landesentwicklung haben sich stark veränderte methodische Ansätze ergeben, die ihrerseits neue wissenschaftliche Ergebnisse generierten, sodass die gegenwärtige Anpassung des ersten Teilbandes an den aktuellen Wissensstand eigentlich schon längst überfällig war. Alois Schmid hat als viel erfahrener Landeshistoriker und Herausgeber bereits 2003 bzw. 2007 die beiden Teilbände IV über das neue Bayern besorgt und dabei gezeigt, dass das Handbuch unter seiner Regie respektable Wachstumspotentiale hat.

Die jetzt erfolgte zeitgemäße Adaptierung des besonders wichtigen Eingangsbandes durch den gleichen Wissenschaftler hat ihn unzweifelhaft von einem »Spindler« zu einem »Schmid« mutierten lassen. Denn der auf dem blauen Rücken des Leinenbandes und ebenso auf dem weißen Schutzumschlag allein erscheinende Herausgeber-Name – ohne den sonst üblichen Hinweis auf eine Zugehörigkeit zur Spindlerschen Gesamtedition – gibt Anlass zu der Vermutung, dass sich der Verlag von der bisher allzu verbindlichen Namensklammer lösen möchte. Auch wenn im Band selbst das Titelblatt noch daran erinnert, dass das Handbuch durch Max Spindler »begründet« wurde, und wenn Alois Schmid in seinem Vorwort beteuert, dass die einmal eingeführte Benennung der Edition weiterlaufe, so spricht doch der erstmals auf dem Rücken des Leinenbandes fehlende

Name »Spindler« gegen eine Kontinuität im bisherigen Sinn. Ob man deswegen schon von einem »Kronenraub« sprechen kann, ist allerdings fraglich. Die vorhersehbare Notwendigkeit weiterer Neuauflagen von Teilbänden wird mit der immer größeren Entfernung einer jüngeren Forschergeneration von dem einst für Max Spindler verbindlichen Geschichtsbild die öffentliche Wahrnehmung des Handbuchs sowieso verändern.

Dass der 1986 verstorbene Max Spindler die historische Entwicklung Bayerns durchaus eigenwillig und nicht unwidersprochen (man denke nur an seinen großen Antipoden Karl Bosl) interpretiert hat, kann bei aller Anerkennung der Spindlerschen Lebensleistung nicht in Abrede gestellt werden. Ein Festhalten am Gründer- und Taufnamen der Edition wäre zwar ehrenwert und ist bibliografisch von Vorteil, kann jedoch auf die Dauer auch als anachronistischer Ballast verstanden werden. Doch ist diese Frage neben den Absichten und Möglichkeiten von Alois Schmid letztendlich ein Problem des C. H. Beck Verlages.

Wichtig bleibt, dass der fachliche Inhalt des sich sukzessive erneuernden »Handbuchs der Bayerischen Geschichte« die Doktrinen bestimmter Historiker-Schulen hinter sich lässt und zu jedem Zeitpunkt sowohl als Nachschlagewerk als auch als Lesetext ein Optimum an aktueller und objektiver Information bietet. Alois Schmid und sein kompetentes Team haben im vorliegenden Band jedenfalls ein Maximum an Anpassung an den neuesten Forschungsstand geleistet, wobei in bestimmten Bereichen ein beachtlicher Paradigmenwechsel zu registrieren ist.

Auch wenn für die wenigen kritischen Anmerkungen wahrscheinlich eher der Verlag als der Herausgeber Verantwortung trägt, sollen sie nicht unterschlagen werden. Bedauerlich, dass die den jeweiligen Beiträgen zuzuordnenden Verfassernamen (Jürgen Dendorfer, Roman Deutinger, Karlheinz Dietz, David Hiley, Ludwig Holzfurtner, Hansjörg Küster, Amei Lang,

Christof Paulus, Hans Pörnbacher, Mechthild Pörnbacher, Heidrun Stein-Kecks) allein beim Inhaltsverzeichnis ausgeworfen sind, beim Textblock – wo es eigentlich darauf ankommt – jedoch vergeblich gesucht werden. Dies suggeriert zwar unstrittig eine große Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Bandes, verkürzt jedoch die den Autoren geschuldete individuelle Anerkennung, da man bekanntlich beim Nach- und Hineineinlesen in ein Handbuch alle gewonnenen Erkenntnisse prima vista dem im Titel hervorgehobenen Herausgeber zu-rechnet und erst beim Zitieren auf die für eine bestimmte Sequenz oder Aussage Verantwortlichen Rückgriff nimmt. Außerdem ist es lästig, zur Identifikation einer Autorschaft immer erst in das Inhaltsverzeichnis zurückblättern zu müssen. Der Charakter eines von mehreren historischen Fachbereichen und Fachleuten erarbeiteten Handbuchs verträgt als Lesetext eigentlich keine scheinbar einheitlich verlaufende Gesamtmittelung. Wenn schon der bei allen anderen Teilbänden in die Kolummentitel integrierte Verfassersname im vorliegenden Fall aus gestalterischen oder redaktionellen Überlegungen nicht gewollt war, so wäre es doch fair und sinnvoll gewesen, entweder am Anfang oder am Ende eines Kapitels bzw. Abschnitts Namen zu nennen. Nicht gerade positiv zu bewerten ist auch der Umstand, dass die Anmerkungen jetzt nicht mehr unmittelbar unter dem Text stehen, sondern erst am Ende des Bandes kapitelweise zusammengefasst sind. Auch hier droht dem am Detail interessierten Leser ein ewiges Blättern und Suchen. Dass die ergänzenden Hinweise auf Hilfsmittel, Quellen und Darstellungen etwas ausgedünnt wurden, muss dagegen nicht unbedingt als ein Manko aufgefasst werden. Der vom Herausgeber gegebene Hinweis, dass ersatzweise die vielfältigen Recherchemöglichkeiten im Internet der weiterführenden Forschung neue thematische Einstiege eröffnen, ist sicher richtig, obschon damit auch auf wissenschaftliche Beliebigkeit verwiesen wird.

Die inhaltliche Breite der hier unter der Überschrift »Das alte Bayern« behandelten Thematik beginnt mit den erdgeschichtlichen Prozessen, rekapituliert die Siedlungskontinuität vom Paläolithikum bis in die Latène-Zeit, diskutiert breit und besonders ergiebig (!) das römische Bayern, untersucht die problematische Entstehungsgeschichte des Bayernstammes (der sich wohl erst durch eine herrschaftliche Klammer über unterschiedliche Ethnien im rätischen Raum ausformte) und spannt dann den Bogen von den – nicht als indigenes Fürstenthaus, sondern eher als fränkisch akzentuierter weiträumiger Verwandtschaftsverband zu verstehen – Agilolfingern über die Karolinger und Luitpoldinger bis hin zu den Welfen und Staufern. Die innere Organisation und damit die Verfassungsgeschichte des jungen Herzogtums finden ebenso wie die frühe kulturelle Identität des Landes in Wissenschaft, Bildung, Literatur, Kunst und Musik angemessene Berücksichtigung. Wer das gesamte Spektrum des »frühen« Bayern ausloten und dabei auch stagnierte Lehrmeinungen hinter sich lassen möchte, kann aus diesem auch für historische Laien gut lesbaren Buch reichen Gewinn schöpfen.
Richard Bauer, München

Gerhard Schober: Siedlungsgeschichte von Unterbrunn und Oberbrunn, Verlag

H.P. Steininger: Herrsching 2017

279 S., ISBN 978-3-9816568-1-7, EUR 34,00

Es hieße Eulen nach Athen tragen, müsste man den Mitgliedern des Historischen Vereins von Oberbayern die Person des hochverdienten, langjährigen Kreisheimatpflegers Gerhard Schober eigens in Erinnerung rufen. Seit Jahrzehnten hat er nicht nur dem Fünf-Seen-Land, sondern darüber hinaus allen Interessenten und Liebhabern von Heimatgeschichte eine ganze Reihe wissenschaftlich fundierter und darüber hinaus prächtig ausgestatteter Bücher geschenkt. Ob es sich um die historische Schifffahrt auf

Ammer- und Würmsee, um seenorientierte mittelalterliche Adelssitze bzw. ufernahe Villenbauten des 19. Jahrhunderts handelt oder am Ende um die Entwicklungsgeschichte Starnbergs – stets hat Schober den bisherigen Erkenntnisstand weiterentwickelt und zugleich entscheidend korrigiert. Eine Lebensleistung, die nicht allein die einzigartige Schönheit und Bedeutung dieses der Großstadt München vorgelagerten grandiosen Erholungsraumes in neuer Form greifbar gemacht, sondern eben dadurch auch starke Markierungen gesetzt hat, an denen sich Landschafts- und Denkmalschutz – ungeachtet ständiger Bedrohung durch menschliche Dummheit, überflüssiges Geld und allgegenwärtige Großmannsucht – orientieren sollten.

Das jetzt vorgelegte Buch über Schobers nähere Heimat Unter- und Oberbrunn ist ein weiteres Juwel in der Serie dieser erfolgreichen Publikationen. Es ist gewissermaßen ein Musterbuch für die systematische Erkundung eines Lebensraumes, das allen Heimatforschern nur dringend ans Herz gelegt werden kann. Denn Schober demonstriert nicht allein die üblichen Spezialia von Ortsgeschichte, sondern er geht in jedem Kapitel auch ins Grundsätzliche und klärt auf diese Weise Hintergründe und Ausformung der regionalen Herrschaftsbildung und die inneren Zusammenhänge der unserer Wahrnehmung und unserem Verständnis längst entglittenen bäuerlichen Lebens- und Arbeitswelt. Ausgehend von den maßgeblichen geologischen Voraussetzungen und den kleinteiligen Abstufungen der örtlichen Bodenqualität entfaltet sich in Schobers neuestem Buch der gesamte Wachstumsprozess einer Siedlungszone, wobei die Nähe des römischen Gauting, die Einbindung in Herzogs- und Königsgut, dann die besitzgeschichtliche Präsenz der frühen Klöster und natürlich die Grafen von Diessen-Andechs eine wichtige Rolle spielen. Immer versteht es Schober die detaillierte Beobachtung vor Ort mit den neuesten Erkenntnissen der Geschichtsforschung in Verbindung zu setzen, was gerade im Bereich der sogenannten baioarischen Land-

nahme – sie wird heute eher als eine ostgotisch oder fränkisch dominierte Zusammenführung und Neustrukturierung unterschiedlicher germanischer Stammessplitter und gallo-romanischer Restbevölkerung verstanden – zu veränderten Standpunkten hinsichtlich der zeitlichen Schichtung von Bodenerschließung und Besiedelung führen muss. Die Anlage der bäuerlichen Urzellen und die nachfolgende Differenzierung in unterschiedlich große Betriebseinheiten, dann die Einteilung der Feldflur wird nicht allein mittels hervorragend bearbeiteter Kartenbilder dargelegt, sondern im Hinblick auf die herrschaftsgeschichtlichen Konstanten und Veränderungen oder die rein praktischen landwirtschaftlichen Notwendigkeiten auch stets überzeugend ausgedeutet. Ein Umstand, der eine intensive Aufbereitung und seltene Durchdringung der thematischen Vorgabe offenbart. Besonders aufschlussreich ist Schobers minutiöse Rekonstruktion der am Flurverlauf erkennbaren Altwege, die vormalige regionale und überregionale Abhängigkeiten aufzeigen und so auf ganz eigene Weise längst verwischte historische Raumstrukturen abbilden. Selbstverständlich bereitet der Autor auch den gesamten Rechts- und Wirtschaftsbereich, daneben die Bau-, dann die Kirchen- und Kunstgeschichte seines Beobachtungsfeldes mit der ihm eigenen Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit auf. Wie in allen anderen Publikationen des Autors runden auch diesmal exzellente, selbst aufgenommene Fotografien den Sachvortrag ab und machen den noch ungebrochenen Reiz einer großartigen Landschaft und die glücklicherweise in den Kernbereichen noch weitgehend erhaltene Geschlossenheit der besprochenen Dorfbilder nachvollziehbar. Ein Buch, das insbesondere auch die Heimatfreunde des Münchner Westens ansprechen wird, da die Untersuchung ebenso die Einbettung gegenwärtiger urbaner Randzonen in die einst riesigen königlichen Bannforste und überhaupt die Entstehung der frühen Rodungszonen im Umgriff des Würmtals thematisiert. Der lakonische

Buchtitel mit seiner punktuellen Ausrichtung auf die beiden Ortschaften Unter- und Oberbrunn greift jedenfalls zu kurz, da die Publikation in Wahrheit ein exemplarischer Beitrag zur altbayerischen Siedlungs- und Kulturgeschichte ist. Die für Gerhard Schober typische Bescheidenheit hat ihn gehindert, diese Besonderheit gegenüber einem auch andernorts mit identischen heimatgeschichtlichen Problemstellungen befassten Interessentenkreis anzudeuten – deshalb sei jetzt und an dieser Stelle darauf hingewiesen.

Richard Bauer, München

**Klaus Haller / Wilhelm Liebhart (Hg.):
Geistliche Spiele der Barockzeit aus
Oberbayern (Edition Bavarica Bd. IV),
Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2017
536 S., ISBN 978-3-7917-2857-5; EUR 44,00**

»Der Will ist zwar sehr gewaltig guet, dem Fleisch bringts aber schlechten Mueth« (355). So spricht Jesus Christus im Passionsspiel des Marktes Altomünster aus dem Jahr 1753. An diesem Zitat, dessen barockes Deutsch eine ganz eigene Faszination ausübt, offenbart sich die Attraktivität und Bedeutung der Quellenedition »Geistliche Spiele der Barockzeit aus Oberbayern«. Das Ergebnis jahrelanger Arbeit ist ein Gemeinschaftswerk von Dr. Klaus Haller († 2011) und Prof. Wilhelm Liebhart. Kurz gesagt: Dieser Band ist ein Kleinod. Aus vier Klöstern und einer Marktgemeinde Oberbayerns haben die Autoren insgesamt acht geistliche (Schau-)Spiele aus dem 17. und 18. Jahrhundert zusammengetragen. Durch eine sorgfältige wissenschaftliche Bearbeitung werden diese jetzt zum ersten Mal seit ihrer historischen Aufführung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Der Aufbau des Buches ist simpel und dabei praktisch. Jedem Fundort wird ein Kapitel gewidmet: Dem Birgittenkloster und Markt Altomünster, dem Zisterzienserkloster Fürsten-

feld sowie den Augustiner-Chorherrenstiften Indersdorf und Weyarn. An dieser Stelle sei als kleiner Kritikpunkt angemerkt, dass die Auswahl der Schauspiele und Klöster nicht begründet wird – dahingehend bleiben einige Fragen offen. Nach einer individuellen Einführung zur Klostergeschichte, dem Entstehungskontext und einer Zusammenfassung des Inhalts folgt die Textedition des geistlichen Spiels. Die barocke Metrik wird anschaulich erklärt, ebenso die Aufführungspraxis. Sparsam gesetzte Fußnoten kontextualisieren ganze Verse oder erklären einzelne Wörter, deren Sinn sich im modernen Deutsch geändert hat. Mit dem anschließenden wissenschaftlichen Apparat, einem Namens-, Orts- und Sachregister, dem Literatur- sowie Bildverzeichnis, wird die präzise Arbeit der Autoren nachvollziehbar.

Die Bedeutung der Edition liegt nicht zuletzt in der schweren Zugänglichkeit der originalen Texte. Dies ist ganz wörtlich zu nehmen. Für Klostergemeinschaften bedeutet es immer einen hohen logistischen Aufwand, eine externe Person in ihren Archiven forschen zu lassen, sie sind dementsprechend zurückhaltend. Und selbst wenn die Archive durch die Säkularisation von 1803 oder durch spätere Auflösungen in den Besitz des Staates beziehungsweise eines Diözesanarchivs übergegangen sind, muss man das vorhandene Material noch immer sichten, die unterschiedlichsten Handschriften entziffern und das Spiel als Ganzes transkribieren. Dies haben Haller und Liebhart mit Dokumenten aus der Bayerischen Staatsbibliothek sowie dem – zu der Zeit noch nicht aufgelösten – Kloster Altomünster auf sich genommen. Allein das enorme Unterfangen an sich fordert Respekt ab.

Die Texte wurden »in paläographisch-diplomatischer Abschrift« (7) belassen, aber mit modernen Satzzeichen sowie einer einheitlichen Groß- und Kleinschreibung versehen; dadurch kann jedermann diesen Band problemlos und ohne weitere Vorbereitung nutzen. Die gesammelten Spiele sind an vielen Stellen ein seltenes

Beispiel für die gehobene bayerische Schriftsprache der frühen Neuzeit. Vor allem beim lauten Aussprechen wird die Nähe zum modernen oberbayerischen Dialekt deutlich, wenn man Wörter liest wie »Freyd« statt »Freude«, »Gschepf« statt »Geschöpf«, »gwaltig« und »habm«. Für Germanisten und Volkskundler erschließen sich damit neue Zeitdokumente zur Analyse. Doch auch für die Theologie, die Geschichtswissenschaft und die Theaterkunde sind die geistlichen Spiele mit Sicherheit von hohem Interesse. Die Themen der stets öffentlich aufgeführten Schauspiele umfassen in erster Linie Geschichten aus der Bibel und Heiligenlegenden. Sie sollten auf einer emotionalen Ebene das spirituelle Bewusstsein schärfen, die Zuschauerschaft religiös unterweisen und, natürlich auch das, kirchliche Feiertage festlich untermalen. Zusätzlich dienten ortsbezogene Themen als Anlass für ein geistliches Spiel: Patronatsfeiern und besondere Jahrestage der Klostergeschichte, Stiftergedenken und Amtsjubiläen. Eines der edierten Spiele, nämlich die Huldigung »Glaube, Gerechtigkeit und Stärke« zu Ehren Kurfürst Karl Albrechts von Bayern, nahm Bezug auf ein konkretes historisches Ereignis. Es wurde im Jahr 1739 anlässlich seines zweiten offiziellen Besuches im Zisterzienserkloster Fürstenfeld von dessen Prälat Konstantin Haut verfasst, und fällt auch thematisch in die kurze Friedensphase, die dem Kurfürstentum Bayern zwischen dem Spanischen und Österreichischen Erbfolgekrieg vergönnt blieb.

Der (un-)mittelbare Einfluss des kirchlichen Theaters kann in Europa gar nicht hoch genug bewertet werden. Er geht weit über Fragen des Volksglaubens oder der religiösen Unterweisung hinaus; die vorhandenen Texte lassen sich recht deutlich in einer humanistisch geprägten Kulturlandschaft verorten. Durch die Referenzen an antike Autoren und die Verwendung von Personifikationen für abstrakte Begriffe spiegeln sie den lateinischen Bildungshintergrund ihrer Verfasser. Haller und Liebhart betonen, dass in der Regel eine erläuternde Zusammenfassung

des Inhaltes an die Zuschauer verteilt wurde: Dadurch trugen die öffentlichen Barockspiele zur Volksbildung bei. Auf anschauliche, im wahrsten Sinne greifbare Art verbreiteten sie eben nicht nur den christlich-katholischen Bildkanon, sondern ein Stück weit auch eine klassische Allgemeinbildung. Die klerikale und die säkulare Dichtung der Barockzeit schöpften gleichermaßen aus denselben Quellen, beide Gattungen inspirierten und ergänzten sich gegenseitig. Man muss nur das berühmte Gedicht von Andreas Gryphius (1637) mit dem bislang wohl unbekanntem Prolog des Schulspiels »Edmundus« aus Stift Weyarn (1646/49) vergleichen:

*Du sihst, wohin du sihst nur Eitelkeit auff Erden.
Was dieser heute baut, reist jener morgen ein:
Wo itzund Städte stehn, wird eine Wiesen seyn,
Auff der ein Schäfers-Kind
wird spielen mit den Herden.*

*Alß eitel ist, waß lebt und schwebt,
der weise Man thueth melden,
Alleß, waß da und dorten lebt,
thueth guet in dLeng gar selten. (473)*

Beide Verse beruhen auf dem Buch »Kohélet« im Alten Testament und tragen in sich die Weltansicht eines durch den Dreißigjährigen Krieg verwüsteten Europas. Die Sprache des Schauspiels mag einfacher sein, um der damals breit geschichteten Zielgruppe das Verständnis zu erleichtern. Doch im Gehalt hat der Vers dieselbe Gewichtung und Aussagekraft, wie der des akademisch gebildeten sächsisch-weimarischen Hofdichters. Von ihrer Wirkung aus betrachtet haben die barocken Schauspiele dieses Editionsbandes eine gewisse Verwandtschaft zum sogenannten Moralitätenspiel des elisabethanischen Englands. Ihre Mischung aus Moralisieren und überschäumender theatralischer Energie erfreute Generationen von Zuschauern. In den oberbayerischen Spielen zeigt sich zudem der gegenreformatorische Einfluss der Jesuiten, die das populäre mittelalterliche Mysterienspiel intel-

lektuell wie thematisch erweitert haben: Die vorgestellten geistlichen Spiele sind somit beeindruckende Zeugnisse für die Kraft des frühneuzeitlichen Volkstheaters.

Zusammengefasst ist diese Publikation eine sehr wertvolle Quellenedition. Eine ganze Reihe von Fachgebieten kann aus diesem Band nutzbringende Inspiration und belegbare Aussagen zu durchaus schwierigen Fragestellungen gewinnen. Der Band illustriert auf strukturierte und fundierte Weise eine reiche Ära der Geistesgeschichte Mitteleuropas. Er stellt Beispiele einer historischen Gattung vor, die wohl andernfalls noch lange in den Archiven unbeachtet geblieben wären. Vor allem gewährt »Geistliche Spiele der Barockzeit aus Oberbayern« einen ungewöhnlichen Zugang zur barocken Glaubenswelt Altbayerns.

Patrick Charrell, München

Georg Werner: Eremiten im barocken Bayern. Mentalität und Wandel, Münster-New York: Waxmann Publishing Co. 2017 (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft Bd. 30)

432 S., ISBN 978-3-8309-3632-9, EUR 49,90

Jeder, der einmal Grimmelshausens 1668/69 erschienenen Roman »Der abenteuerliche Simplicissimus, teutsch« gelesen hat, wird sich an die Rolle jenes frommen Einsiedlers oder »Waldbruders« erinnern, der dem vor einer barbarisch hausenden Soldateska geflohenen jungen Simplex vorübergehend Unterkunft bzw. Lebensunterhalt gewährt und ihm gleichzeitig eine erste Erziehung angedeihen lässt. Mit dieser berühmten literarischen Figur ist gleichsam das Thema angesprochen, das in der vorliegenden Regensburger Dissertation (Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften) eine umfassende Bearbeitung gefunden hat. Die einst so wichtige Rolle der Anachoreten, Eremiten, Klausner, Einsiedler oder Waldbrüder ist heute aus dem kollektiven Gedächtnis der Men-

schen in Bayern weitgehend getilgt, obschon vor den zerstörenden Eingriffen der Säkularisation zwischen 1600 und 1804 über zweitausend dieser monastischen Einzelgänger und Sonderlinge an rund 380 unterschiedlichen Standorten nachweisbar sind. Dies verdeutlicht, dass die einst tiefreligiöse Kultur unserer Heimat nicht allein von den nur punktuell vertretenen großen Klostergemeinschaften geprägt wurde, sondern gleichermaßen von den über das ganze Land verstreuten Einsiedlern. Diese lebten in sog. Klausen unterschiedlichster Struktur und Ausstattung (Kapellen, Kirchtürmen, Ruinen, adaptierten Höhlen, abgestorbenen Baumriesen ect.), bevorzugt aber nächst den seit der Barockzeit häufigen Kalvarienbergen, heiligen Stiegen und Wallfahrtskirchlein, da hier die Freigebigkeit der Pilger für ihren mühsamen Lebensunterhalt die schönsten Früchte trug. Vielen unter ihnen war auch die heutige Funktion eines Grundschullehrers zugefallen, weshalb vor dem 19. Jahrhundert ihr Beitrag für die Volksbildung nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Als totale Einzelgänger oder seit dem 17. Jahrhundert eingebunden in den lockeren Zusammenschluss der durch einen »Altvater« geleiteten Eremiten-Kongregation hatten die Klausner einen immensen Einfluss auf die Religiosität und Umgangssitten auf dem flachen Land. Und dies sowohl im positiven wie im negativen (abergläubischen) Sinn. Denn auch der religiöse Aberglaube der Barockzeit hängt stark mit dem Klausnertum zusammen.

Der Autor stellt sein Werk auf eine betont breite Grundlage, da er den Bogen von den spätantiken Wüstenvätern bis hin zu den aus den mittelalterlichen Armut- und Bußbewegungen stammenden Ordensgründungen spannt. Damit schafft er zunächst ein Grundverständnis für die mentalen Anliegen des seit der Gegenreformation in den katholischen Gebieten Bayerns geradezu »wuchernden« Eremitentums. Dieses war jenseits der auf einem geregelten Gemeinschaftsleben basierenden Armutskonvente angesiedelt und setzte auf einen individuell

gestalteten Rückzug von der sündhaften Welt, eine verbreitete Frömmigkeitshaltung, die in der Ostkirche als »idiorhythmisch« bezeichnet wird.

Das karge, entsagungsreiche Dasein der Eremiten war gewiss kein Erscheinungsbild, das schwerpunktmäßig nur von sozial gefährdeten oder im Daseinskampf bereits gescheiterten Existenzen praktiziert wurde, sondern erfasste als geglaubter innerer Anruf Gottes seit dem 16. Jahrhundert alle Stände der Gesellschaft, bis hin zu den Fürsten. Man denke hier nur an den bayerischen Herzog Wilhelm V., der nach seiner Abdankung 1597 im Umgriff seines Alterssitzes Schleißheim insgesamt neun Klausen errichtete, in denen er bis zu seinem Lebensende 1626 Kontemplation und Bußübungen praktizierte. Auch der Umstand, dass einer seiner Nachfahren, nämlich der 1726 verstorbene Kurfürst Max Emanuel, sich im Nymphenburger Schlosspark die bereits als künstliche Ruine in Auftrag gegebene Magdalenenklause errichten ließ, kann dieser Tradition zugerechnet werden, auch wenn es sich in diesem Fall nur um eine modische Entsagungsgeste und damit letztendlich um eine floskelhafte herrscherliche Attitüde handelte.

Entscheidend für die große öffentliche Akzeptanz und die Popularität der Eremiten war eine auf deren religiöse Aura ausgerichtete Volksmeinung. Denn Einsamkeit, Entsagung und Selbstkasteiung waren Zeichen einer besonderen Erwähltheit, und die Segenssprüche und Gebete der Klausner galten wie die von ihnen hergestellten und vertriebenen Devotionalien für viele Menschen als magisches Rüstzeug des Alltags. Andererseits setzten sich die Eremiten häufig in Konkurrenz zur Hirtenpflicht der Ortspfarrer und der von diesen exklusiv beanspruchten regelmäßigen Schur ihrer geistlichen Schäflein, was mitunter erbitterte Auseinandersetzungen vor den bischöflichen Gerichten nach sich ziehen konnte. Denn nicht allein mystisch inspirierte Menschen suchten den Weg in die demonstrativ geübte Selbstisolation, sondern auch fragwürdige

Existenzen, bei denen allein Kutte und Skapulier den andächtigen Wundermann vorstellten. Das Spektrum der Frommen, der Frömmelnden und der dezidiert Unfrommen wird von Georg Werner in mehreren Fallstudien vorgeführt, so dass insgesamt ein anschauliches Bild der historischen Bandbreite des einst in Bayern praktizierten Klausnerlebens entsteht.

Dass es dem Autor neben einer möglichst umfassenden topografischen Aufbereitung des anachoretischen Phänomens (siehe hierzu die nach Landkreisen geordnete Aufzählung von vormaligen Klausen auf den Seiten 407 bis 431 und die Bayern-Karte im Anhang) zugleich um eine intensive Auseinandersetzung mit der zu Weltflucht und Einsamkeit veranlassenden mentalen Motivation der Eremiten geht, ist eine weitere Facette dieser besonders tief schürfenden wissenschaftlichen Darstellung. Dem Prozess einer durch systematische Selbstisolation gesteigerten Gottesbegegnung wird dabei in unterschiedlichen zeitbezogenen Quellenkategorien (asketische Literatur, Barockromane, Kupferstichserien etc.) mit Akribie nachgegangen, wobei in hervorgehobener Weise psychologische Bedingungen und Konsequenzen des Einsiedlertums diskutiert werden. Die Vorliebe für diese als »Emotionsforschung« ausgewiesene Thematik resultiert aus dem Umstand, dass der Autor beruflich als Jugendpsychiater und Psychotherapeut tätig ist. Problematisch dürfte allerdings die inhaltliche Opulenz der so vielfältigen Informationsebenen sein, ein Umstand der Redundanzen nicht ausschließen kann und deshalb eine hohe Lesedisziplin voraussetzt. Diese Feststellung stellt keine Kritik an der Qualität der vom Autor erzielten Ergebnisse dar, sondern bestätigt lediglich, dass die Umsetzung von universitären Arbeitsergebnissen in publikumsorientierte Veröffentlichungen unbedingt wirkräftiger redaktioneller Filter und Eingriffe bedarf. Dem ungeachtet schließt der vorliegende Band eine empfindliche Lücke innerhalb der monastischen Kulturlandschaft Bayerns und gibt darüber hinaus einem interes-

sierten Leserkreis wichtige Hinweise auf die an zahlreichen Orten erhaltenen Zeugnisse bzw. noch erkennbaren Rudimente der vormaligen anachoretischen Lebenswelten.

Richard Bauer, München

Bernhard Schäfer (Hg.): Das »Goldene Buch« der Hofmark Eisendorf. Eine Quelle von unschätzbarem Wert (Grafinger Wappenbär Bd. 3), Haar: Verlag Lutz Garnies 2017
246 S., ISBN 978-3-926163-94-3, EUR 24,90

In den von der Forschung großenteils noch unentdeckten oder wieder vergessenen Sammlungen des Historischen Vereins von Oberbayern, die äußert wertvolle Quellen zur Geschichte des oberbayerischen Raumes bergen, befindet sich auch eine Beschreibung der Hofmark Eisendorf, heute ein im Süden gelegener Stadtteil von Grafing, und des dazu gehörigen Gefreiten Hauses in Grafing, die 1776 vom damaligen Hofmarksinhaber Johann Franz Xaver Wilhelmseder verfasst worden war. Der Grafinger Archivar und Museumsleiter Bernhard Schäfer hat dieses 308 Seiten umfassende Manuskript, das aufgrund des Goldschnitts seiner Seiten häufig als »Goldenes Buch« bezeichnet wurde, in dem vorliegenden Band ediert. Er sieht in dieser Handschrift »ein Werk, das für die allgemeine Historiographie ein wertvolles Dokument von vor allem rechts-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Relevanz darstellt und sich für die lokale und regionale Geschichtsforschung als eine Quelle von unschätzbarem Wert erweist« (47).

Nach einer kurzen, aber auch für den Nichthistoriker verständlichen Begriffsklärung von Adelssitzen und Hofmarken und einer Erläuterung der mit den Niedergerichtsbezirken der Hofmarken verbundenen Rechte zeichnet Schäfer in seinem einführenden Text zunächst die durch häufige Besitzerwechsel gekennzeichnete Geschichte Eisendorfs nach. Eisendorf bestand vermutlich schon im 9. Jahrhundert als

Adelssitz. Seit dem Spätmittelalter wechselte der Besitz zwischen herzoglichen Amtsträgern, herzoglichen Dienern, bürgerlichen Familien und dem Herzogshaus. 1601 verlieh Herzog Maximilian I. dem 1599 in den Reichsadelstand erhobenen herzoglichen Kammerdiener Johann Kleeberger die Hofmarksgerechtigkeit zu Eisendorf. Nach weiteren wechselnden Besitzern, darunter dem Münchner Stadtunterrichter Michael Mändl, kam die Hofmark 1744 durch Heirat mit Maria Franziska Strässl, einer Enkelin des geadelten Obersthoftrumpeters Wolfgang Augustin, an den Rosenheimer Pflégskommissär Johann Franz Xaver Wilhelmseder, den Verfasser des »Goldenen Buchs«. Zur Hofmark gehörte seit der 1610 durch Herzog Maximilian I. erfolgten Inkorporation das als herzoglicher Amtssitz entstandene Gefreite Haus in Grafing, mit dem eine Brau- und Tafelngerechtigkeit verbunden war. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde es zum Adelssitz der Hofmark Eisendorf. Eine Lebensbeschreibung des Münchner Eisenhändlersohnes, Rosenheimer Pflégskommissärs und späteren Hofmarksbesitzers Wilhelmseder, dem als Jurist der Aufstieg bis in die kurfürstliche Obere Landesregierung gelang, eine Beschreibung des »Goldenen Buches« und Bemerkungen zur Edition schließen den einleitenden Teil des vorliegenden Bandes ab.

Die folgende Edition der Hofmarksbeschreibung gibt den Text vollständig und weitgehend buchstabengenau wieder, abgesehen von vereinzelt Lesefehlern. So lese ich etwa auf Seite 126, Zeile 4 des Manuskripts »dennen« statt »denen« oder auf Seite 172, Zeile 4 »Begräbnuß« statt »Begrabnuß«. Aber das sind vernachlässigbare Unsicherheiten. Der Text ist mit zahlreichen Abbildungen und erläuternden Anmerkungen versehen, die es auch dem im Umgang mit frühneuzeitlichen Quellentexten weniger geübten Heimathistoriker erlauben, dem Originaltext mit seinen zahlreichen lateinischen Ausdrücken und rechtlichen Fachbegriffen gut folgen zu können.

Spätere Textergänzungen sind ebenfalls in den Anmerkungen erläutert.

Nach einer kurzen Schilderung der Lage und der Fruchtbarkeit der im Pflegegericht Schwaben situierten Hofmark leitete auch Wilhelmseder seine Handschrift mit einer aus den ihm zugänglichen Dokumenten erarbeiteten Besitzgeschichte ein, für die er eine Besitzübertragungsurkunde von 1409 als ältesten Beleg ausfindig machen konnte. Ergänzt wird dieser Teil des Manuskripts durch eine Auflistung der Hofmarksbesitzer mit ansprechenden farbigen Abbildungen ihrer Wappen. Es folgt daran anschließend die Schilderung der mit Eisendorf und dem Gefreiten Haus in Grafing verbundenen Rechte und Privilegien, wie die Forstgerichtsbarkeit, das Jagd- und Fischereirecht, das Steinbruchsrecht oder die Scharwerksgerechtsame. Mit dem Gefreiten Haus waren, wie bereits ausgeführt, das Braurecht und das Tafelrecht verbunden. Letzteres bestand auch für die Hofmark selbst. Mit der Stadt Grafing lagen die Hofmarksherren allerdings im beständigen Streit über die Ausübung dieser Rechte des Gefreiten Hauses. Ganz besonders stolz scheint Wilhelmseder auf die Schmiedegerechtsame gewesen zu sein, da sie vor allem den kleineren Hofmarken in der Regel nicht zustand. Abschließend zählte der Hofmarksherr in diesem Kapitel die Geld- und Naturalabgaben auf, die die grundherrlichen Untertanen abzuführen hatten, wobei er feststellte, dass sich durch den Wechsel von Markt Schwabener Maß auf Münchner Maß bei der Getreidegült und durch den Ersatz der Naturalien bei der Küchenabgabe durch Geld die Einkünfte etwas verringert hatten.

Den umfangreichsten Teil der Handschrift nimmt die Auflistung der 29 zur Hofmark gehörenden Besitzungen in den Dörfern Eisendorf, Hamberg, Aßling und Steinkirchen einschließlich des Gefreiten Hauses in Grafing sowie der 14 einschichtigen, also nur zur Grundherrschaft, nicht aber zur Niedergerichtsbarkeit der Hofmark gehörigen Güter in Loren-

zenberg, Elkofen, Traxl, Schammach, Weißenfeld, Riedering, Sensau, Edling im Gericht Wasserburg und Kleinhartpenning im Gericht Wolfratshausen ein. Zu jedem Besitz lieferte Wilhelmseder eine knappe Beschreibung mit Angaben zur Besitzgeschichte, zu den derzeitigen Besitzern, dem Ertrag beim Getreideanbau, dem Viehbestand und den zu leistenden Abgaben einschließlich der der Kirche zustehenden Leistungen. Man erhält dabei auch Informationen über Auseinandersetzungen etwa mit den Pfarrern zu Holzen, deren Ansprüche auf den Gartenzehnt in Aßling im 18. Jahrhundert durch die Vorlage von Archivalien aus dem 17. Jahrhundert zurückgewiesen werden konnten, oder über den Streit mit dem Markt Grafing über Zusatzsteuerleistungen vom Brauer im Gefreiten Haus, die Wilhelmseder zu dem vom Ärger gezeichneten Ratschlag veranlassten: »Man hiedte sich demnach zu ewigen Zeiten, keinem Marktschreiber von Gräfung die Hofmarchsverwaltung anzuvertrauen« (190).

Es folgen die Beschreibungen der Abgaben, die die Hofmarksinhaber an den Kurfürsten und an die Landschaft zu leisten hatten, sowie der Gehälter und regelmäßig wiederkehrenden Ausgaben, etwa für Wetterkerzen und Palmzweige. Mit einigen Ausführungen zu Unglücksfällen, die die Hofmark seit dem 17. Jahrhundert heimgesucht hatten, wie Kriegseignisse, die Pestepidemie von 1649, die Grafinger Feuersbrunst von 1766 oder die Hungersnot von 1771 und 1772 sowie einem ausführlichen Sachregister schließt das Manuskript ab.

Es ist dem Herausgeber absolut darin zuzustimmen, dass diese Handschrift eine Fülle von Material zur Familien-, Orts- und Sozialgeschichte im Grafinger Raum und zur Geschichte der bayerischen Hofmarken enthält, die eine Edition äußerst lohnend gemacht hat. Die oben gemachten Ausführungen zeigen, dass das »Goldene Buch« nicht nur die wirtschaftliche Situation der Hofmark am Ende des 18. Jahrhunderts darstellt, sondern auch Informationen über die Lebenssituation der einzelnen Hof-

marksuntertanen bis in das 17. Jahrhundert zurückreichend enthält. Bernhard Schäfer ist es gelungen, der Heimatforschung hier auf beinahe vorbildliche Weise einen Quellentext zugänglich zu machen, der auch den mit frühneuzeitlichen Handschriften noch wenig vertrauten Geschichtsinteressenten an die Originaltexte heranzuführen vermag. Es ist nur zu wünschen, dass noch weitere in den Archiven schlummernde Manuskripte auf ähnlich ansprechende Weise ihren Weg in die breite Öffentlichkeit finden. *Manfred Peter Heimers, München*

Walter Gronauer (Hg.): Josephine Hartlmaier 1869-1957. Erinnerungen an München, Anzing, Wangen, Bergkirchen und Weilheim i. OB., Weilheim: Berta-Verlag 2017
328 S., ISBN 978-3-9340049-03-1, EUR 29,90

Die im Weilheimer Berta-Verlag erschienene Edition der Lebenserinnerungen von Josephine Hartlmaier, geb. Laugl gewährt interessante Einblicke in die oberbayerische Alltagswelt am Ende des 19. sowie am Anfang des 20. Jahrhunderts. Laut Vorwort des Herausgebers begann Hartlmaier mit ihren als Familienchronik konzipierten Aufzeichnungen im Jahr 1925 (die Autorin selbst hingegen datiert zumindest ihr Vorwort auf den Juli 1926). Nicht weniger als elf Hefte mit etwa 1.200 handgeschriebenen Seiten entstanden. Darin schildert die Lehrerin ihre Erinnerungen an Kindheit, Jugend, Ausbildung und Beruf, ihre Familiengeschichte sowie ihre verschiedenen Lebensstationen in Oberbayern.

Im vorliegenden Buch hat Walter Gronauer den Text seiner Großmutter transkribiert und mit einigen wenigen Erläuterungen und Überleitungen sowie mit Zeittafel, Stammbaum, Vor- und Nachwort versehen. Dieser Kärnerarbeit gebührt hoher Respekt. Gronauers Initiative ist es zu verdanken, dass diese interessante Quelle nun der Öffentlichkeit zugänglich ist. Von der überfrachteten Titelei und dem bisweilen unprofessionell wirkenden Textlayout sollten sich

potenzielle Leser nicht abschrecken lassen: Hartlmaiers Aufzeichnungen sind kurzweilig und überaus lesenswert. Leider bleibt unklar, wie stark und an welchen Stellen Gronauer das Originalmanuskript für die Publikation gekürzt und inwiefern er es an heutige Lesegewohnheiten angepasst hat. Zwar sind einzelne Erklärungen zuweilen in Klammern und in einer anderen Schriftart gesetzt, ob allerdings zum Beispiel die Überschriften bereits im Originalmanuskript zu finden sind oder erst durch den Herausgeber eingefügt wurden, bleibt im Dunkeln. Aus Sicht des Historikers wäre eine originalgetreue Wiedergabe beziehungsweise andernfalls eine Deutlichmachung von Veränderungen wünschenswert gewesen. Allerdings erhebt der Herausgeber auch nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Edition vorzulegen. Die Zielgruppe des Buches ist vielmehr ein breites, heimatgeschichtlich interessiertes Publikum.

Josephine Laugl wurde im Februar 1869 als Tochter des Hofbediensteten Franz-Joseph Laugl und der Schneiderin Magdalena Anna Laugl, geb. Mauernaier in der Münchner Maximilianstraße geboren. Aus dem Rückblick von fünf Jahrzehnten schildert die Autorin die Erinnerungen an ihre Kindheit in der bayerischen Hauptstadt. Hier wie auch im Folgenden zeichnen sich Hartlmaiers Memoiren durch detaillierte, nicht selten geradezu humoristische Schilderungen von Orten, Personen und einzelnen Begebenheiten aus. Da der Vater Futtermeister und die Großmutter Teeköchin am Hof war, befand sich die Familie im (weiteren) Umfeld des Königs. Die Absetzung und der Tod Ludwigs II. im Juni 1886 wirkten auf Josephine Laugl und ihre Eltern wie ein Schock.

Nach ihrer Schulzeit besuchte Josephine Laugl das Münchner Lehrerseminar und trat 1886 eine Stelle als Hilfslehrerin in Anzing bei Markt Schwaben an. Dort lernte sie Joseph Hartlmaier, der sich ebenfalls in der Ausbildung zum Lehrer befand, kennen. Auf die Station in Anzing folgten für Josephine Laugl eine Berufung nach Hausham bei Miesbach und schließ-

lich, nachdem sie 1894 wegen der bevorstehenden Hochzeit mit Josef Hartlmaier den Schuldienst quittiert hatte, der Umzug zu ihrem Ehemann nach Wangen bei Starnberg. Bis zur Versetzung nach Bergkirchen bei Dachau im Jahr 1901 wohnte die Familie im Wangener Schulhaus – in dieser Zeit gebar Josephine Hartlmaier drei Kinder. In Bergkirchen brachte sie drei weitere Kinder zur Welt. 1911 schließlich wurde Joseph Hartlmaier als Bezirksoberlehrer nach Weilheim berufen. Dort lebte Josephine Hartlmaier auch nach dem Tod ihres Mannes (1916) bis zu ihrem eigenen Lebensende im Jahr 1957.

In ihren Lebenserinnerungen schildert Hartlmaier präzise die teilweise prekären Wohnverhältnisse der Familie, die dörflichen Konflikte mit Pfarrern, Bürgermeistern und Eltern der Schulkinder sowie die eigenen familiären Konstellationen. Viele Passagen sind in einem erfrischenden, mitunter geradezu witzig-pointierten Stil geschrieben. So erfährt der Leser von den Besuchen der überkritischen Schwiegermutter, der Eifersucht säenden Hilfslehrerin in Bergkirchen, vom Versuch des Sohnes Rudolf während der Weltwirtschaftskrise mittels einer Nerz-Zucht Geld zu verdienen, von der ereignis- und pannenreichen Fahrt zur Priesterweihe des ältesten Sohnes Joseph nach Dillingen oder von der Maulwurfsgillen-Plage im heimischen Garten. Aufschlussreich, aber auch amüsant sind etwa Hartlmaiers Ausführungen in Bezug auf ihren Sohn Rudolf und dessen protestantische Ehefrau. So befürchtete die tiefgläubige katholische Schreiberin, dass ein mögliches Kind der beiden nach falschen Grundsätzen erzogen werden würde und »rettungslos der protestantischen Verwandtschaft ausgeliefert« wäre, falls Rudolf stürbe (228).

Auch die weltpolitischen Geschehnisse und die lokalen Entwicklungen spiegeln sich in der Niederschrift wider – etwa die Wahl eines sozialdemokratischen Gemeindedieners zum Bürgermeister in Wangen 1900, der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914, der Konkurs der Weilheimer Gewerbebank 1930 oder die anti-

klerikalen Maßnahmen der Nationalsozialisten ab 1933. Bedauerlich ist es, dass Hartlmaier keine Aufzeichnungen zu den Jahren 1916 bis 1927 sowie zum Zweiten Weltkrieg und der Nachkriegszeit hinterlassen hat. Zu gerne würde der Rezensent etwa erfahren, wie die BVP-Anhängerin die Revolution 1918/19 und die frühe Weimarer Republik erlebte.

Wie bei mit zeitlichem Abstand entstandenen Memoiren nicht anders zu erwarten ist, stimmen nicht alle Darstellungen mit den historischen Fakten überein: Beispielsweise erklärte nicht Frankreich Deutschland am 12. August 1914 den Krieg (184), sondern das Deutsche Reich gab am 3. August 1914 eine entsprechende Erklärung gegenüber Frankreich ab; der Reichstag hatte seinen Sitz nicht am Potsdamer Platz (260), sondern am Königsplatz beziehungsweise am Platz der Republik in Berlin; bei der – anders als Hartlmaier behauptet gesetzmäßig vorgeschriebenen – zweiten Runde der Reichspräsidentenwahl im April 1932 traten nicht nur Paul von Hindenburg und Adolf Hitler (249), sondern als dritter Kandidat auch Ernst Thälmann an; die Münchner Konferenz tagte 1938 im Münchner »Führerbau«, nicht im benachbarten »braunen [sic!] Haus« (319). Solche Fehler sind aus der Genese der Aufzeichnungen heraus verständlich, hätten aber in der Edition durch Anmerkungen richtiggestellt werden können. Zugleich zeugen sie davon, was die Zeitgenossin vom allgemeinen politischen Geschehen erfuhr bzw. was sie davon wie memorierte und rezipierte.

In den Kapiteln ihrer Memoiren, die die Zeit des »Dritten Reichs« behandeln, stellt Hartlmaier – gemäß ihrer eigenen Profession und ihres Bekenntnisses – besonders die Feindschaft der Nationalsozialisten gegenüber der Kirche sowie die Verfolgung von Klerikern, katholischen Lehrern und BVP-Politikern heraus. Aber auch die Inhaftierung von anderen Oppositionellen und »Asozialen« im KZ Dachau erwähnt sie kritisch. Die in Weilheim ab 1933 zur Macht gekommenen nationalsozialistischen

Lokalpolitiker und Verbandsfunktionäre charakterisiert Hartlmaier fast durchweg negativ. Der Hass und die nationalsozialistischen Maßnahmen gegen Juden werden von ihr geschildert; antisemitische Übergriffe und Ausschreitungen bezeichnet sie als »bedauernswert« (267). Gleichwohl fuhr sie 1938 mit ihrem Sohn Emil nach München, um sich zwei Schuhläden anzuschauen, deren jüdische Eigentümer diese »abgeben« mussten (315). Ein Geschäft in der Augustenstraße kaufte die Familie schließlich und hoffte, so Hartlmaier, dabei auf die »Ehrlichkeit des bisherigen jüdischen Besitzers [...], der [...] den Käufer schon ziemlich hereinlegen« konnte (315f.). Im Gegensatz zur ansonsten häufig ungewohnt reflektierten Betrachtung der nationalsozialistischen Politik, findet sich eine entsprechende Bewertung der »Arisierung« nicht statt – auch Mitleid mit dem jüdischen Eigentümer ist nicht zu erkennen. Wie bei vielen Zeitgenossen war wohl auch Hartlmaiers Weltsicht nicht erst seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten von antisemitischen Vorurteilen imprägniert. Diese führten dazu, dass zwar willkürliche und wilde Gewaltaktionen gegen Juden verurteilt, aber scheinbare rechtmäßige Maßnahmen akzeptiert wurden. Insofern war auch die ansonsten außergewöhnlich emanzipiert und kritisch wirkende Josephine Hartlmaier ein Kind ihrer Zeit.

»Werden meine Nachkommen es der Mühe wert finden, sie zu lesen?« (11) – diese Frage, die die Autorin im Vorwort ihrer Aufzeichnungen stellt, kann getrost mit »Ja« beantwortet werden. Und mehr noch: Hartlmaiers Lebenserinnerungen sind nicht nur eine Familienchronik, sondern auch eine für die Heimat- und Landesgeschichte relevante Quelle, der eine Leserschaft weit über den Verwandtenkreis hinaus zu wünschen ist.

Jörn Retterath, München

**Peter Zimmermann: Charles Vetter.
Ein Stimmungsmaler zwischen Merseburg
und München, Sax-Verlag,
Beucha-Markkleeberg 2017**

144 S., ISBN 978-3-86729-208-5, EUR 29,80

2017/18 fand in Schloss Merseburg eine Ausstellung statt, die auch einige Bedeutung für kunstinteressierte Münchner gehabt hätte, wahrscheinlich jedoch wegen ihrer Entfernung von der bayerischen Landeshauptstadt nur von wenigen wahrgenommen wurde. Gezeigt wurden Werke des Malers Charles Vetter (1858 – 1941), der den überwiegenden Teil seines Lebens in München verbrachte. Da seine Wurzel jedoch im Raum Merseburg liegen – Vetter wurde als Sohn eines Försters nahe Kohlstädt, heute ein Ortsteil von Ujście/Usch in der Provinz Posen geboren und besuchte das Domgymnasium Merseburg – lag es nahe, dort eine Werkschau zu veranstalten und mit der Herausgabe einer Monografie zu verbinden.

Veters künstlerische Begabung war bereits während seiner Schülerzeit aufgefallen und von seinem Zeichenlehrer, dem Porträtmaler und Fotografen Friedrich Wilhelm Naumann, gefördert worden. Da die Eltern den Berufswunsch ihres Sohnes, Kunstmaler zu werden, akzeptierten, verließ der junge Vetter das Gymnasium vorzeitig, um nach München zu ziehen. Er bezog dort für sieben Jahre die Akademie der bildenden Künste, allerdings konnten ihn seine Lehrer Alexander Strähuber, Nicolaus Gysis und Johann Caspar Herterich nicht wirklich beeinflussen. Da sich Vetter weit mehr als für die in München übliche akademische Malerei für die hier noch verpönten französischen Impressionisten interessierte, wurde Wilhelm Leibl sein erklärtes Vorbild.

Bereits in den ersten Jahren als selbständiger Maler konnte sich Vetter, dessen Themen schon bald die Großstadtmalerei und interessante Lichteinfälle waren, erfolgreich an Ausstellungen nicht nur in München, sondern vor allem auch in Berlin sowie in London und

Genf beteiligen. Auch die Interieurmalerei – bevorzugte Motive waren Innenansichten der Münchner Museen, der Residenz und der Villa Lenbach – wurde eine Spezialität Vettters.

Obwohl Vetter, der zwischen 1889 und 1941 an einer Vielzahl von Ausstellungen teilgenommen und überwiegend positive Kritik für seine Werke erhielt – die Berliner Wochenschrift »Die Nation« hatte schon 1892 geschrieben, man müsse sich seinen Namen merken, denn ihm gehöre die Zukunft –, war es für ihn dennoch nicht immer leicht, in den 1920/30er Jahren sein Auskommen zu finden; dies lag nicht nur an geschmacklichen Veränderungen beim Publikum, sondern auch an den schwierigen Zeitläufen ab 1914. Umso erfreulicher war es, dass Vetter 1925 den Ehrentitel Professor für bildende Künste verliehen bekam.

Die biografischen Recherchen zum Künstler gestalteten sich laut dem Autor Peter Zimmermann eher schwierig. Zwar konnte er auf persönliche Dinge aus Vettters Nachlass bei anverwandten Familien zurückgreifen, doch war die Quellenlage durch Kriegsverluste, Notverkäufe zwischen 1941 und 1955 sowie private Vernichtung insgesamt äußerst spärlich; seine Arbeit zog sich deshalb rund 10 Jahre hin. Doch die Mühe hat sich gelohnt! Zimmermann ist eine detailreiche, fundierte und fast überreich bebilderte Monografie gelungen, die nicht nur das künstlerische und private Leben des Malers beleuchtet, sondern auch interessante Ausführungen zur Entstehung der Secession und zur geselligen Münchner Vereinigung Allotria – beiden gehörte Vetter an – enthält. Ein besonderes Augenmerk legte der Autor darauf, die Ankaufspolitik der Kunstvereine und Museen zu Vettters Lebzeiten sowie den damaligen Kunstmarkt generell zu beobachten. Hierbei machen zahlreiche Zitate aus Sekundärquellen die beschriebenen Situationen anschaulich und die Lektüre kurzweilig. Die hervorragend reproduzierten Gemälde-Abbildungen belegen nicht nur die künstlerische Qualität dieses Münchner Impressionisten, sondern sie zeigen ebenso

die Vielfalt seiner Motive und dass er einige davon geradezu seriell malte.

Vetter muss ein ungemein fleißiger Künstler gewesen sein. Die Liste der Ausstellungen, an denen er teilnahm, ist ungewöhnlich lang (132 – 135). Von den fast 700 bekannten Werken sind nur relativ wenige in öffentlichem Besitz (136). Das heißt im Umkehrschluss, dass sich viele Bilder – so sie nicht nur durch Ausstellungskataloge nachgewiesen sind – noch in Privatbesitz befinden, und ist eine Erklärung dafür, warum nicht selten Arbeiten auf dem aktuellen Kunstmarkt auftauchen.

Charles Vettters München-Ansichten fallen weniger durch ihre Motivik als vielmehr stilistisch auf. Mit flottem Pinsel setzt er die sattsam bekannten Straßen und Plätze der Stadt bei flirrendem Licht, bei Regennässe und Nebel oder bei nächtlicher Beleuchtung in Szene und nötigt den Betrachter, sie sprichwörtlich »in neuem Licht« zu sehen. Dieser Reiz, der zugleich ein Alleinstellungsmerkmal Vettters ist und ihn aus den zeitgenössischen München-Vedutisten heraushebt, dürfte die Erklärung dafür sein, dass dessen Werke bis heute gute Preise im Handel erzielen. Es ist erfreulich, dass Peter Zimmermanns Publikation endlich umfassend Auskunft über diesen originellen Münchner Künstler des späten 19./beginnenden 20. Jahrhunderts gibt, der zu seiner Zeit zwar sehr geschätzt, aber doch nicht so erfolgreich war, dass er seinen Lebensunterhalt stets hätte mühelos bestreiten können.

Brigitte Huber, München

Johannes Lang (Hg.): Salz – Sole – Heilbad in den Alpen, Beiträge zur Salinen- und Kurgeschichte Bad Reichenhalls, Bad Reichenhall: Bayerisches Staatsbad Bad Reichenhall Kur-GmbH 2017

256 S., ISBN 978-3-00-055423-0, EUR 17,90

»Das Solen-Bad ist und bleibt in Ansehung seiner außerordentlichen Heilkräfte eine der wichtigsten Erscheinungen in diesem in der Geschichte so merkwürdigen und von der Natur so reichlich dotirten Thale«. Diese Feststellung stammt aus den frühen 1820er Jahren, also aus einer Zeit lange vor der Mutation der altehrwürdigen bayerischen Salzstadt zum Bade- und Kurort. Formuliert hat sie der Salinenarzt Johann Georg Osterhammer (1766-1823), der geradezu visionär auf die künftige Entwicklung des Heilbads blickte. Er hatte dabei nicht nur Sole und Salz als Reichtum und Chance vor Augen, sondern auch das »Kapital« einer bemerkenswerten Vergangenheit.

Die mit Sole und Salz verbundenen medizinischen Möglichkeiten hat Reichenhall seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit größtem Erfolg genützt. Doch auch der produktive Umgang mit der Vergangenheit, die Erforschung, Darstellung und Vermittlung der Geschichte hat die Salinen- und Kurstadt immer als einen wichtigen, ja essentiellen Teil der Selbstvergewisserung und Bewahrung von Identität und Charakter verstanden.

Diese Gedanken drängen sich auf, wenn man den wunderbar bebilderten und inhaltlich besonders niveauvollen neuen Sammelband mit Beiträgen zur Salinen- und Kurgeschichte Bad Reichenhalls liest. Unter dem Titel »Salz – Sole – Heilbad in den Alpen« hat der Herausgeber, Reichenhalls engagierter und renommierter Stadtarchivar Johannes Lang, sieben Texte vereinigt, die einerseits Schlaglichter auf wichtige und besonders interessante Einzelaspekte der Salz- und Kurstadt werfen, andererseits in der Summe (und zusammen mit den sorgfältig ausgewählten und platzierten Illustrationen)

nahezu ein Gesamtbild der Geschichte Reichenhalls insbesondere in den letzten beiden Jahrhunderten zeichnen.

Die zunächst als Tagungsband zum 16. Deutschen Salinensymposium (Bad Reichenhall 2012: »Kurgärten und Gradierwerke«) geplante Publikation veränderte in der Vorbereitungsphase ihren Charakter. Man konzentrierte sich inhaltlich auf die Reichenhall unmittelbar betreffenden Beiträge und ergänzte sie durch neue Texte, mit denen Forschungslücken geschlossen werden konnten. Diese Neuausrichtung macht den Band zu einer Fortsetzung und Aktualisierung der 1990 von der Kurverwaltung Bad Reichenhall herausgegebenen Publikation »Das Heilbad Bad Reichenhall im 19. und 20. Jahrhundert«. Das wird auch dadurch unterstrichen, dass der neue Band dem seinerzeit Verantwortlichen, dem langjährigen Geschäftsführer des Kur- und Verkehrsvereins, verdienstvollen Historiker und produktiven Heimatforscher Herbert Pfisterer zum 85. Geburtstag gewidmet ist.

Neben den historischen Abhandlungen und Forschungsbeiträgen enthält der Band die von Johannes Lang und Eva Knaus-Reinecker besorgte und perfekt kommentierte Edition einer ungewöhnlichen Originalquelle, dem Tagebuch eines evangelischen Pfarrers aus Mittelfranken über seine Reise ins Bad Achselmannstein vom 14. Juni bis zum 27. Juli 1852. Die ausführlichen Schilderungen erlauben aufschlussreiche Einblicke in die Verkehrsverhältnisse und Reisepraktiken in Bayern um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in den Bade- und Kurbetrieb in Reichenhall, den Landschafts- und Erholungsraum Reichenhall/Berchtesgaden/Salzburg, die damaligen Salinentchnik und die Kosten eines solchen Kuraufenthalts. Auch gesellschaftliche Aspekte und die Mentalität der Reisenden, der Kurgäste oder der Einheimischen kommen zur Sprache: »Diese Altbayern sind nicht so dumm als man glaubt, in Manchem uns voraus, in manchem freilich nach; besonders noch in der feinen Heuchelei und

Schmeichelei; sie sind noch gerader und biedere als bei uns; doch nimmts auch schon ab.«

Auf die Beiträge zur Salinen- und Kurgeschichte kann hier nur kurz verwiesen werden. Eine geschichtspolitische Untersuchung ist die Studie von Johannes Lang über die Instrumentalisierung des hl. Rupertus in den Salinen-Auseinandersetzungen zwischen Salzburg und Bayern. Unter dem Titel »Heiligkeit und Politik« geht der Verfasser insbesondere dem Einsatz und der Indienstnahme der Ikonografie für politisch-ökonomische Zwecke nach und betritt dabei wissenschaftliches Neuland.

Nicht nur technik- und medizingeschichtlich wichtig sind die Ausführungen von Johannes Hirsch über die Reichenhaller Gradierhäuser im Verlaufe des 19. und 20. Jahrhunderts. Der Text geht auch den Verbindungslinien zwischen Salzstadt und Kurort nach und verdeutlicht das die Skyline der Stadt prägende Erscheinungsbild des Gradierwerks.

Auch die Arbeit von Michael Schwahn über die Entwicklungsgeschichte und das garten- und denkmalpflegerische Konzept des Kurgartens beschäftigt sich mit der vom Badebetrieb beeinflussten Physiognomie Reichenhalls.

Die Kurgeschichte im engeren Sinne beleuchtet Johannes Lang in drei Beiträgen. Dabei geht es zum einen um das erste Solebad, das so genannte Ledererbad in Bad Kirchberg. Die Studie vermittelt neue Erkenntnisse über die ins 18. Jahrhundert zurückreichende Frühgeschichte des medizinischen Badebetriebs. Ein großer und ebenfalls innovativer Beitrag ist dem »Axelmannstein« gewidmet, dessen Bedeutung als Schloss, Kurhaus und Grandhotel für die Geschichte der Kurstadt kaum überschätzt werden kann. Lang bietet Haus-, Familien-, Sozial-, Wirtschafts- und Politikgeschichte am Beispiel eines prominenten Reichenhaller Gebäudes. Eine auch methodisch brillante Arbeit. Schließlich befasst sich Lang mit den Anfängen der Kurmusik in Reichenhall bis zum Jahr 1868: »Von der Badmusik der Bläser zur Kurkapelle der Streicher«.

Dieser Sammelband ist ein wirklicher Gewinn – für die Erforschung der Reichenhaller Stadtgeschichte, der bayerischen und der salzburger Landesgeschichte, aber vor allem für eine breite geschichtsinteressierte Öffentlichkeit und für die Gäste eines Kurorts mit ungewöhnlicher historischer Tiefenschärfe.
Hermann Rumschöttel, Neubiberg

Sebastian Winkler / Franz Schiermeier:
München farbig, 1946-1965, Vom Trümmerfeld zum U-Bahnbau, München:
Verlag Franz Schiermeier 2018
297 S., ISBN 978-3-943866-64-3, EUR 39,00

Ein Buch, das in faszinierenden Aufnahmen die zweifellos wichtigsten zwei Jahrzehnte der neueren Stadtgeschichte nacherzählt – den Zeitraum, in dem sich ein Chaos aus Ruinen und Schutthalden Schritt für Schritt in das vertraute und doch zugleich substantiell erneuerte München zurückverwandelte. Die Publikation setzt chronologisch und inhaltlich die vom Stadtarchiv in den 1980er Jahren edierten Bände »Fliegeralarm, Luftangriffe auf München 1940 – 1945« bzw. »Ruinenjahre. Bilder aus dem kriegszerstörten München« fort, wobei die exklusive Verwendung – des im angegebenen Zeitraum noch eher seltenen – Farbmaterials die Eindringlichkeit der Darstellungen in besonderer Weise erhöht. Bemerkenswert, dass das Buch im Gegensatz zu seinen Vorgängern keiner institutionellen Initiative entspringt, sondern dem Sammeleifer und dem fachlichen Wissen und Können zweier privaten München-Spezialisten zu verdanken ist.

Sebastian Winkler ist seit vielen Jahren von Stadtarchiv und Stadtmuseum als umsichtiger Sammler, kenntnisreicher Berater und nicht zuletzt großzügiger Förderer von Fotodokumentationen und Fotoausstellungen geschätzt, während Franz Schiermeier sich als hoch spezialisierter Herausgeber und Verleger

stets fundiert erarbeiteter und qualitativvoll ausgestatteter Monacensien einen Namen gemacht hat. Ihr gemeinsames Produkt ist eine beeindruckende Darlegung von »Quasi-Normalität« in einer materiell ruinierten Welt, zugleich aber auch eine Lektion über den relativ raschen Selbstheilungsprozess des Münchner Stadtkörpers. Dazu nur einige grundsätzliche Hinweise des Rezensenten:

Der Zweite Weltkrieg, durch den am Ende rund 70 Prozent der Kernstadt durch Fliegerangriffe in Schutt und Asche gelegt waren, hatte zu keinem Zeitpunkt den Überlebenswillen Münchens gelähmt; bereits 1946 entbrannte die öffentliche Diskussion um die Art des Wiederaufbaus und löste in diesem Zusammenhang heftige Positionskämpfe zwischen den Befürwortern eines totalen architektonischen Neubeginns und den Verteidigern der historischen baulichen Struktur und Stadtsilhouette aus. Gleichzeitig begann die mühevoll Auseinandersetzung mit zerwühlten und verschütteten Verkehrsflächen und bizarren Gebäudefragmenten, wobei die nüchterne Tatsache von ca. 10 Mio. Tonnen Trümmer zunächst alle Pläne und Prognosen über die architektonische Zukunft Münchens Lügen zu strafen schien. Wegräumen, fortschaffen, abstützen, eindecken, ausflicken – dies waren die ersten realen baulichen Aktivitäten, die es zu bewältigen galt. Man rechnete mit einem halben Jahrhundert der Provisorien und mit einer sich noch auf die Kindeskind erstreckenden Existenznot. Dem allgemeinen Einsatz zur Freilegung der Verkehrswege und der Adaption von Teilruinen für Wohnzwecke folgte dann, vornehmlich nach der Währungsreform von 1948, eine zum Ersatz der zerstörten Kaufhäuser und Fachgeschäfte geschaffene architektonische Zwischenlösung, die im Kernstadtbereich derart konsequent in Erscheinung trat, dass der Begriff eines »Behelfs-Münchens« nicht unangebracht erscheint. Dieses bauliche Novum bestand aus primitiven eingeschossigen Ladenbauten, deren Substanz sich hauptsächlich aus Altziegeln zusammen-

setzte. Es füllte die nach den Räumaktionen entstandenen großen Freiflächen und Baulücken und glich in seiner Gestaltung und Reihung den Goldgräbersiedlungen des Wilden Westens. Nur ganz wenige dieser Massivbaracken überlebten aus unterschiedlichen Gründen bis in die Gegenwart. Ihre Denkmalwürdigkeit wäre zu diskutieren.

Die im Buch vorgestellten Farbaufnahmen – viele davon stammen von amerikanischen Soldaten oder von ersten Touristen – zeigen immer wieder dieses direkte Nebeneinander von Wunde und Narbe, von Verlust und Ersatz. Erst die von unvorhergesehenem wirtschaftlichen Aufschwung bestimmten Jahre nach 1950 machten die von den Bauverantwortlichen bei der weiteren Stadtgestaltung eingeschlagene Richtung deutlich: Ein Ja zur zügigen Heilung der Kriegsschäden mittels neuartiger Techniken und Materialien, jedoch ein klares Nein zu der von der »Moderne« angestrebten Korrektur der urbanen Physiognomie. Man kann es auch so sagen: eine zerbrochene Stadt suchte einen baulichen Neuanfang, ohne diesen ernsthaft zu wollen. Neues Gestalten sollte künftig das historische Stadtbild weiterentwickeln, nicht jedoch akzentuieren oder gar neu definieren. Diese im Gegensatz zur Ausrichtung anderer kriegszerstörter Großstädte getroffene Entscheidung der Stadtspitze war richtig. Denn nur so bewahrte München seine spektakuläre Altstadt-Silhouette und blieb in den Kernbereichen mit erneuerten Fassaden und sorgfältig an das Ambiente angepassten Neubauten in beinahe wundersamer Weise mit dem Erscheinungsbild der Vorkriegszeit identisch. Dass in diesem Veränderungsprozess allerdings auch mancher nur teilbeschädigte und damit rekonstruierbare Baukörper der Ruinenräumung zum Opfer fiel, ist eine bittere Wahrheit. Ein wichtiges, im besprochenen Buch gezeigtes Beispiel für solche punktuellen Bausünden ist die 1959 einer Sprengung zum Opfer gefallene Kuppel des ehemaligen Verkehrsministeriums an der Arnulfstraße. Diese schien optisch nur wenig in Mitleidenschaft

gezogen, galt unstrittig als eines der elegantesten und formschönsten Zeugnisse des neuzeitlichen europäischen Kuppelbaus und dominierte eindrucksvoll das westliche Entree der Stadt. Ihre Nachfolge als architektonischer Blickfang nächst dem Hauptbahnhof trat dann der uninspirierte Klotz eines für den Bayerischen Rundfunk errichteten Hochhauses an. Doch damit genug zu dem kriegs- und nachkriegsbedingten Wechsel im Stadtbild.

Die Gliederung des im Buch vorgestellten Bildmaterials richtet sich vorrangig nach den einzelnen Stadtquartieren, ohne jedoch deren bauliche Problematik zum vorrangigen Ziel der Information zu machen. Zerstörte oder bereits ausgewechselte Architektur ist allerdings häufig rahmender Hintergrund von alltäglichem Geschehen, das seinerseits viele Entwicklungsschritte und zeitbedingte Varianten kennt. Schon vor dem Beginn des eigentlichen »Wirtschaftswunders« erscheint wieder modische und farbenfrohe Damenkleidung im Straßenbild und demonstriert, dass Lebensfreude in die Stadt zurückgekehrt ist. Auch das zunächst nur minimale Verkehrsaufkommen wandelt sich seit Mitte der 1950er Jahre rasch. Die auf vielen Bildern Erscheinung tretende »unverwüsthliche« weiß-blaue Trambahn (in unterschiedlichen Bauseen), ebenso die zunehmende Zahl von VW-Käfern und die vereinzelt noch im Einsatz befindlichen Autotypen der Vorkriegszeit sind für alle an Technikgeschichte interessierten Leser echte Leckerbissen. Auch die vielschichtige Welt der Bahn kommt zu ihrem Recht: noch einmal wird der zusammengeflackte alte Hauptbahnhof in Erinnerung gerufen und das damals gleichberechtigte Nebeneinander von E-Loks und Dampflokomotiven. Neben den nach topografischen Gesichtspunkten geordneten Bildzeugnissen bietet das Buch eine Fülle von Einblicken in den nach der Kriegskatastrophe nur kurzfristig suspendierten festlichen Münchner Jahreslauf (Fasching bis Oktoberfest) und versäumt nicht die Wiedergabe der in die Jahre fortgeschrittener Konsolidierung fallenden

außergewöhnlichen Ereignisse (Stadttjubäum 1958, Eucharistischer Weltkongress 1960, Staatsbesuch von Charles de Gaulle 1962, Staatsbesuch von Königin Elisabeth II. 1965).

Die mit Unterstützung der legendären Stadtbild-Kennerin Eva Graf entstandenen Bildunterschriften garantieren eine präzise Verortung des im Bild gezeigten Geschehens. Die Erklärungen sind stets sachlich, unsentimental und bewertungsfrei, so dass genügend Muße bleibt, den Bildinhalt nach eigenem Erinnern, Verstehen und Ermessen auszuloten und zu interpretieren. Dieses bewusste Vermeiden einer textlich festgeschriebenen Deutungshoheit ist angesichts der heute üblichen medialen Indoktrinationen eine Wohltat. Jedes der von den Herausgebern ausgewählten Bilder verfügt über eine beachtenswerte Besonderheit, die entweder in der Seltenheit der Situation, der Kuriosität des Blickwinkels oder in der grafischen Komposition des Bildinhalts liegen kann.

Da das Buch sich durchgehend an privater (meist anonymer) Fotoüberlieferung orientierte, gab es das Risiko ganz unterschiedlicher Bildqualitäten; ein Umstand, der bei historischen Farbaufnahmen besonders ins Gewicht fallen musste. Dass trotz dieser Schwierigkeiten ein weitestgehend harmonisches Nebeneinander der Reproduktionen gelang, ist der technischen Versiertheit der Herausgeber zu verdanken.

Wer »München farbig« allein als eine den Zeitzeugen oder der jüngeren Generation gewidmete bunte Epochen-Illustration verstehen will, kommt ob der Fülle wechselnder Motive durchaus auf seine Kosten, doch würde eine solche Betrachtungsweise des Buches zu kurz greifen. Dessen mit viel Fingerspitzengefühl und großer Sachkenntnis ausgewählter Inhalt übersteigt nämlich den Bereich einer zeitgeschichtlichen Basisinformation beträchtlich. Denn vielen der gezeigten Aufnahmen wohnt unstrittig eine künstlerische Gestaltungsabsicht inne, deren Erkennen und Bewertung dem Betrachter – wie schon weiter oben bemerkt –

ohne dirigierende Kommentierung anheim gestellt ist. Die mit der Buchpräsentation im August 2018 verbundene kleine Ausstellung in der exklusiven Architekturgalerie an der Türkenstraße entsprach ganz dieser beeindruckenden Ambivalenz von Information und künstlerischer Potenz.

Der Rezensent (Jahrgang 1943) gesteht an dieser Stelle, dass er sich bei der erstmaligen Betrachtung der Bilder wie von einem Zauberstab berührt fühlte. Noch einmal durfte er die Stadt seiner Kindheit und Jugend betreten. Er konnte sich zurückdenken in sein vertrautes liebes München, dessen klaffende Kriegswunden einmal selbstverständlicher Teil der eigenen Lebenswirklichkeit waren und das er trotz aller Provisorien und Unzulänglichkeiten schon damals als die schönste aller Städte verstand. *Richard Bauer, München*

Klaus Peitzmeier / David Schuster-Stengel, Manfred Wegner (Hg.): Chronik des Münchner Marionettentheaters 1858–1933, München: Allitera Verlag 2018
200 S., ISBN 978-3-96233-052-1, EUR 29,90

Das Münchner Marionettentheater in den Anlagen vor der Hauptfeuerwache gehört seit Menschengedenken zu den frühesten Kulturereignissen aller waschechten »Münchner Kindl«. Umso erstaunlicher ist es, dass über das Entstehen, die Entwicklung und die historische Problematik dieser Bühne im öffentlichen Bewusstsein so gut wie nichts bekannt ist. Längst verblasst ist die Erinnerung an den Begründer Joseph Leonhard Schmid, vulgo »Papa Schmid« (1822–1912), und auch der Name des für die einst zugkräftigsten Stücke verantwortlichen »Kasperl-Grafen« Franz von Pocci (1807–1876) wird nur noch in wissenschaftlich orientierten Kreisen hochgehalten. Es ist deshalb ein besonderer Glücksfall, dass sich die Sammlung »Puppentheater« des Münchner Stadtmuseums dazu entschlossen hat, den Puppen-, Dekora-

tions- und Requisitenfundus des letzten, in der Nachfolge von Papa Schmid stehenden Theaterrichters Karl Winkler (1884–1949) zur Grundlage einer breit angelegten Edition zu machen, in der alle Aspekte der nicht immer heiteren Geschichte des kleinen Theaters zur Sprache kommen und gleichzeitig mittels einer reichen Bebilderung die vielen im Nachlass Winkler erhaltenen Kostbarkeiten vorgestellt werden.

Schon die Lebensumstände des Theatergründers Papa Schmid waren alles andere als rosig – eine Ausgangslage, die auch die Lebens- und Bühnenlaufbahn von dessen legitimen künstlerischen Erben Karl Winkler charakterisiert. Bereits zehn Jahre nach der von Babette Klinger, der Tochter und Nachfolgerin Papa Schmid 1911 gewünschten faktischen Leitung des Unternehmens hatte der leidenschaftliche Marionettenspieler Karl Winkler gegen die Konkurrenz eines ehemaligen Spielerkollegen (Hilmar Binter) anzukämpfen, der eine eigene Marionettenbühne an der Von-der-Thann-Straße begründete und mit zunächst verdeckter und dann offener Unterstützung der Stadtverwaltung es dahin brachte, dass 1933 das vormals Schmidische Marionettentheater zugunsten dessen eigenen Unternehmens aus dem 1900/01 von der Stadt für Papa Schmid errichteten biedermeierlich-putzigen Gebäude an der Blumenstraße (Architekt: Theodor Fischer) weichen musste. Ein Affront und zugleich ein gravierender Traditionsbruch, der heute, also 85 Jahre später, beinahe niemandem mehr bewusst ist. Die Fülle des seit 1858 an verschiedenen Bühnen-Standorten (u.a. Glasgarten, Maffeianer) eingesetzten Fundus an Marionetten, Ausstattungsstücken, Bühnenhintergründen, Dekorationen, Theaterzetteln und Textbüchern wäre damals gemäß der absurden Empfehlung eines städtischen Beamten wahrscheinlich auf dem Münchner »Tandelmarkt« gelandet, hätte Karl Winkler nach 1933 nicht in entsagungsvoller Weise das einzigartige Sammelgut auf eigene Kosten weiter betreut, archiviert und inhaltlich

aufbereitet und damit auch dem noch auf die Pocci-Zeit zurückgehenden »Original-Casperl« ein dauerndes Überleben gesichert.

Immerhin geriet das umfangreiche Material kriegsbedingt 1943/44 in städtische Depots und blieb dort auch in der Nachkriegszeit als Depositum und damit Leihgabe der gegenüber der Stadtverwaltung noch immer reservierten Familie Winkler. Erst eine Sonderausstellung des Stadtmuseums im Jahr 1988 (»Kasperl Larifari, Blumenstraße 29a, Das Münchner Marionetten-Theater 1858 bis 1988«) brach das Eis und führte dazu, dass Erika Winkler, die Tochter von Karl Winkler, 2007 den Theaternachlass ihres Vaters und damit das gesamte Spielgut der vormals Schmidischen Marionettenbühne testamentarisch der Landeshauptstadt überschrieb. Seit 2016 ist dieses theatergeschichtlich einmalige Material im Stadtmuseum unter der Bezeichnung »Fundus Schmid/Winkler« inventarisiert und damit fester Bestandteil der Erinnerungskultur Münchens.

Ein zentraler Bestandteil dieser Materialien ist die von Karl Winkler 1938 selbst verfasste Chronik des Schmidischen Marionettentheaters, die teilweise noch aus der persönlichen Bekanntschaft Winklers mit dem Gründervater Joseph Leonhard Schmid schöpft. Sie ist gewissermaßen der rote Faden, der das ganze Buch durchzieht. Der vom Herausgeber-Team des Stadtmuseums, Klaus Peizmeier, David Schuster-Stengel und Manfred Wegner, unter Einbeziehung eines – leider nicht datierten – literarischen Textbeitrags von Gustav Meyrink (nicht Mayrink!) mit großem Aufwand ausgestaltete Hauptteil informiert nicht allein über das Leben und Schaffen von Joseph Leonhard Schmid, sondern auch über die Münchner Vorläuferbühnen von Herzog Max in Bayern und Graf Heideck. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Ausführungen über die im 19. Jahrhundert lebhaft unterstützte des Münchner Marionettenspiels durch namhafte Autoren und bildende Künstler, unter denen Franz von Pocci als gleichermaßen dramaturgi-

sches wie zeichnerisches Genie hervorzuheben ist. Der nach Poccis Entwurfskizzen gestaltete »Kasperl Larifari« wurde für viele Generationen von Münchnerinnen und Münchnern zum Leitbild einer humorvollen Bewältigung aller nur denkbaren Bedrohungen durch feindselige Mächte, wie finstere Despoten, Menschenfresser, Gespenster, Magier, Teufel oder Krokodile. Auf der Basis der engen Zusammenarbeit zwischen Papa Schmid und Graf Pocci entstand so eine autochthone Münchner Marionettenkultur, die mittels ihrer phantastisch-exotischen Ausrichtung Jung und Alt in ihren Bann zog. Die aus der Märchen- und Sagenwelt, aber auch aus klassischen Dramen abgeleiteten Stücke waren abgesehen von bestimmten naiven Theatereffekten nicht unbedingt kindgerecht im modernen Sinn, wollte man doch stets auch dem erwachsenen Publikum ein spannendes und humorvolles Spektakel bieten. Diesen Zweck erfüllte insbesondere die von Pocci eingeführte Persiflierung »staatstragender« Kreise (Adel, Beamte, Professoren, Gendarmen), wobei dergleichen Anspielungen ob ihrer nie aggressiven Tendenz kein revolutionäres Gedankengut säten. Entsprechend entwickelte sich das Marionettenspiel des Papa Schmid zu einem beliebten Unterhaltungsgenre, in dem der von den Kindern bejubelte tollpatschige, aber nie fleghafte Kasperl Larifari quer durch alle Abenteuer und Verwicklungen hindurch die Akzente setzte und nicht zuletzt durch seinen Bierdurst ein identitäres Altmünchner Lebensgefühl repräsentierte.

Kasperls allemal triumphierende Bodenständigkeit kontrastierte erfolgreich mit dem Idealen und Phantastischen der Inszenierungen und verhalf so der Realität des Lebens zu ihrem Recht. Als Spiegelung überkommener bürgerlicher Handlungsweisen und Ansichten wirkten seine witzigen Auftritte und schlagfertigen Antworten auch als gesellschaftspolitisches Sedativ, was gerade in der anfänglich so unausgewogenen Prinzregentenzeit nach 1886 der Obrigkeit nicht unerwünscht sein konnte. Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg war diesem

inzwischen »umgestürzten« Weltbild freilich abhold, was nicht unerheblich dazu beitrug, dass sich jetzt ein reformpädagogisch inspiriertes und ganz auf Kinder und Schüler ausgerichtetes Marionettenspiel in den Vordergrund schob, wie es Hilmar Binter praktizierte. Möglicherweise ist dies eine Erklärung für die unengagierte und schließlich negative Haltung der Münchner Stadtverwaltung gegenüber Karl Winkler während der Jahre 1921 bis 1933. Man hätte sich diesbezüglich eine kritische Kommentierung des Winkler'schen Standpunktes anhand der städtischen Aktenlage gewünscht, doch zogen es die Herausgeber vor, die Wertungen des letzten Spielleiters der Schmid'schen Bühne als absolut zu setzen – ein gewisses Manko der Publikation, das nicht unerwähnt bleiben soll. Auch wäre trotz der thematisch vorgegebenen zeitlichen Eingrenzung auf die Jahre 1858 bis 1933 ein zumindest cursorischer Hinweis auf das Marionettentheater an der Blumenstraße seit der Ära Binter von Interesse gewesen.

Trotzdem hat das Team der städtischen Puppentheater-Sammlung mit der jetzt edierten Theaterchronik Karl Winklers dem »München der Münchner« ein wunderbares Geschenk gemacht. So gibt es für die interessierte Öffentlichkeit endlich ein umfassendes Verzeichnis aller ab 1858 als Ur- oder Erstaufführung registrierten Theaterstücke und Gelegenheitsspiele (mit alphabetischem Verzeichnis sowohl der Stücke als auch der Autoren) und zusätzlich eine akribische Zusammenstellung der jeweiligen Musikbegleitung bzw. der dafür zuständigen Komponisten.

Am schönsten aber ist allemal die aus dem magazinierten Nachlass Schmid/Winkler gezogene Bildausstattung des Bandes: Grafik, Fotos, Manuskripte, Theaterzettel, Baupläne, Bühnendekorationen, Requisiten, insbesondere aber die liebevoll gestalteten und von den Fotografinnen des Museums gekonnt abgelichteten Marionetten selbst ergeben in ihrem gestalterisch perfekten Zusammenspiel ein buntes Potpourri von Eindrücken, so dass der durch die schiere Opulenz des Buches »verzauberte« Leser am Ende meint, einer Sondervorstellung des Schmid'schen Marionettentheaters beigewohnt zu haben.

Richard Bauer, München

Der Schriftleitung zugegangene Publikationen

KZ-Gedenkstätte Dachau /Stiftung bayerische
Gedenkstätten (Hg.): KZ-Gedenkstätte
Dachau. Ein Rundgang, München:
Utz-Verlag 2017
88 Seiten, ISBN 978-3-8316-7307-0, EUR 8,00

auch als Version in Leichter Sprache
erschienen:

Gabriele Hammermann, Stefanie Pilzweiger-
Steiner (Hg.): KZ-Gedenkstätte Dachau
Ein Rundgang in Leichter Sprache,
München: Utz-Verlag 2018
160 S., ISBN 978-3-8316-7393-3, EUR 8,00

Helmut Hilz (Hg.) Die Bibliothek des
Deutschen Museums. Geschichte –
Sammlung – Bücherschätze, München:
Verlag Deutsches Museum 2017
221 S., ISBN 978-3-940396-55-6, EUR 22,00
(Buchhandel) / EUR 16,00 (im Museum)